

Mehrerauer Grüße



Neue Folge / Heft 22
Winter 1965

Griechische Reise

P. Adalbert Roder

Montag, 13. Juli. Pünktlich fährt der Gondoliere in Innsbruck ein. Es ist Platz genug. Wir verstauen unser Gepäck und setzen uns dann gemütlich zusammen: Lois (Dr. Klocker), der von 1920 — 26 auch in der Mehrerau die Schulbank gedrückt hat, heute ist er Altphilologe im Paulinum in Schwaz; Eugen (Dr. Burtcher), seines Zeichens Studienpräfekt am Innsbrucker Priesterseminar; sein Freund Adolf (Weisman), der einst mit den Gebirgsjägern Griechenland durchzogen hatte; und schließlich ich, der ich, auch von der Zunft der Altphilologen, schon lange den Wunsch in meinem Herzen trug, einmal Griechenland zu sehen, und seit meinem 50. Geburtstag die Erfüllung dieses Wunsches in greifbarer Nähe wußte.

Europabrücke. Wir stehen am Fenster und werden immer kleiner vor der Gewalt dieser technischen Leistungen. Die Brücke aber ist mehr: Sie ist schön trotz der geometrisch strengen Linien. — Paßkontrolle im Zuge. Sie finden unsere Namen nicht auf der schwarzen Liste. Also passiert. Einer von uns sagt am Brenner: Ade, mein Land Tirol. Nein, noch nicht. Noch ist es Tirol. An steilen Hängen heuen kernige Deutsch-Südtiroler Bauern. Und in der schmalen Talfurche des Eisack schneiden sie Gerste. Noch mit der Hand wie zu Großvaters Zeiten. Wir unterhalten uns gut. Sogar fachgesimpelt wird. Der Gondoliere hat ein gutes Tempo: Franzensfeste, Brixen, Bozen. Wir fahren zwischen Weingärten. Die Hausdächer werden flacher, die Kirchtürme stumpfer. Trento, Ala. Bis hierher reichte die Monarchie. Es war auch keine natürliche Grenze. Auch damals war anderes Volkstum in fremdem Lande — wenn es ihm auch besser ging. So wird es auch immer bleiben. Grenzlandschicksal. Wir verlassen durch die Berner Pforte das Bergland. In der Erinnerung steht die Sage auf: Dietrich von Bern, der Getreue. Ein germanischer Stamm, der Südland eroberte und sich selbst verlor, vom romanischen Volksteil aufgesogen wurde. Der Unterlegene muß nicht immer der Schwächere sein. Das Heimweh nach dem Süden ist geblieben. Warum sollte es anders sein. Ich werde diesem Heimweh nach dem Süden auch im Lande der Hellenen begegnen. Von Verona geht es im Eiltempo weiter: Vicenza, Padova. Wir sehen über viele Dächer hinweg Kuppeln und Türme des Antoniusheiligtumes. Nun ist es nicht mehr weit zum Meere. Über den Damm fahren wir in die Lagunenstadt. Neben dem Canale grande essen wir zu Mittag: Pasta asciutta und dann gebratenen Thunfisch. Schnitzel gibt es auch in deutschen Landen. Dann mit dem Vaporetto nach San Marco. Welcher Reichtum an Goldmosaiken! Das Licht ist günstig. Kuppel an Kuppel, Bogen an Bogen, mit Millionen leuchtender Steine geziert, biblische Darstellungen und Heilige. Die lateinischen Inschriften geben durch ihre Abkürzungen Rätsel auf. Man müßte länger dabei verweilen können. Wir steigen hinauf zu den Cavalli. Einst im Hippodrom in Byzanz und noch früher am Isthmos, wie der eine Löwe auf

hoher Säule, der uns auf Delos fehlen wird. Wir schauen hinab auf das Jahrmarktstreiben: Leute, Tauben, Fotografen, Zeitungsausschreier und Kitsch. Von einem Caféorchester klingt ein Felzen Musik herauf. Aus der Mariza: Grüß mir die Donau und grüß mir... Nein, heute grüße ich dich, Venedig, und das Meer.

Wir schlendern durch die Stadt, durch schmale Gäßchen und über fast zierliche Brücken. Da könnte man sich verirren. Doch wir kommen früh genug nach San Basilio, dem Anlegeplatz der griechischen Schiffe. Aber zum Abschied müssen wir noch einmal weinen. Vino rosso. Er hat's in sich. Die Stimmung ist gut, aber wir brauchen es auch. Patienza. Die Kriti ist zur Stunde der Abfahrt noch gar nicht da. Aber mit Geduld geht alles. Das Schiff legt an. Die Leute steigen aus. Wir gehen durch Paß- und Zollkontrolle und schließlich ins Schiff. An der Reling steht der Captain. Schlank, mit schön geschnittenem Gesicht. So stelle ich mir Agamemnon vor. An der Reception: Kabine 334 Tria tria tessera. Touristenklasse im Bauch des Schiffes. Wie beim Barras, sagt Adolf. Erst als wir alle vier mit Koffern in der Kabine stehen, spüren wir, wie eng es ist. Auch die Kleiderhaken sind sparsam. Wir werden uns schon zurechtfinden. Aber vorläufig interessiert uns anderes mehr. Es ist dunkel geworden. Wir gehen an Deck und schauen hinüber zu den Lichtern der Stadt. Das Schiff tankt Rohöl auf.

Beim Abendessen in der Touristenklasse ist es etwas eng. Aber die Küche ist gut. Wir trinken eine Flasche Achaierwein. Er ist leicht geharzt, aber süffig. Dann aber kommt die große Aufregung. Wir finden einen Teil unseres Gepäcks nicht. 6 Koffer fehlen. Aber wir haben sie noch auf dem Wagen vor der Kriti gesehen. Wir wandern auf und ab und fünfmal die gleichen Wege. Umsonst. Wir versuchen zu dolmetschen: bagaglio, valises... Man vertröstet uns avrion — morgen. Aber wir brauchen sie heute. Und dann diese Unsicherheit. Lois kommt auf den Gedanken, daß wir jetzt ja eine andere Kabine haben. Also zur Reception. Auf unseren Schiffskarten stand 317. Das haben wir am Bahnhof angegeben. Und siehe da: Auf 317 wohnen 4 bejahrte Engländerinnen, die unsere Koffer ruhig in ihren Kabinen ließen. Was sollten sie schon anderes tun? Nun gehen wir schlafen. Es ist schon bald Mitternacht. Es ist trotz Ventilation heiß. Der Schlaf heißt nicht viel.

Dienstag, 14. Juli. Um 5 Uhr bin ich an Deck. Von den Passagieren bin ich allein. Am Steuerrad steht ein Matrose, und ein Schiffsjunge spült das Deck. Die Sonne ist über den Dunst aufgestiegen. Ich bele das Brevier und lese dann griechisch den 1. Korintherbrief. Um 6 Uhr gehe ich zum Frühstück. Oder gilt schon die griechische Zeitrechnung, daß es 7 Uhr ist? Genüßlich schlürfe ich den Kaffee und streiche Melonenmarmelade auf das blendend weiße Brot. Dann gehe ich wieder an Deck. Im Osten ist die Küste Istriens. Karstige Felsen, ärmliche Vegetation. Dann ziehe ich mich zurück, um meine Eindrücke aufzuzeichnen, für die, die mir die Fahrt ermöglichten, aber auch für mich. Man erlebt noch einmal, wenn man niederschreibt. Es ist nicht leicht zu schreiben. Die See ist ruhig, aber das Schiff stampft — wie früher die Stadt Bregenz. Es ist auch nicht mehr das jüngste Schiff, aber gut auffrisiert. Mittags legen wir in Split an. Die ganze weite Bucht ist überbaut. Die Hochhäuser passen nicht in die Silhouette. Wir fahren im Bus zu einem Aussichtspunkt. „Die Stadt hat soundso viele Einwohner, diese Industrien, diese Schulen.“ Ich wende mich ab, schaue

hinunter auf die Bucht. Es reut mich, mitgefahren zu sein. Aber es läßt sich nicht mehr ändern. Wir fahren die Hangstraße zur rückwärtigen Bucht. Schöne Ausblicke. Zypressen, Palmen, blühender Oleander und kahler Stein, braune, tote Erde. Dann kommt die Überraschung: das Museum des Bildhauers Iwan Mestrovic, ein Hirtenbüblein, das mit seinem Taschenmesser an Aststücken herumschnitzelt; kommt im Ausland zu Ehren und Geld. Sein pompöses Heim ist heute Museum. Ich bin nicht vom Fache. Ich habe den Namen nie gehört. Ist er Naturalist? Aber diese Innerlichkeit: das Gebet, die Hoffnung, Bereitschaft, Trauer. Er ist Meister in der Porträtplastik: seine Frau, seine Kinder in verschiedenen Altersstufen. Er liebt das Monumentale. Adam und Eva (unvollendet) haben mehr als doppelte Menschengröße. Auch eine Gregoriusstatue in der Stadt ist monumental. Daß den Philologen ein Polyphem besonders interessiert, ist verständlich. Die Karyatiden, die den Architrav tragen, sind fehl am Platze. Gestaltet sind sie gut: dalmatinische Bäuerinnen. Aber die Anordnung ist verfehlt. Das kann auch einem Großen passieren. Schließlich ist er Bildhauer. Diese Gesichter muß man anschauen: Pieta und Geigenspielerin, Crucifixus und Johannes. — Übrigens steht ein gewaltiger Johannes in der Taufkapelle, die einst das Jupiterheiligtum war. Dieser Johannes erinnert mich an Burggasser und an den früh verstorbenen Staud in Matrei. Zurück zur Stadt. Mestrovic war Überraschung. Hauptsache ist mir der Palast des Diokletian. Schon auf der Fahrt sah ich Pfeiler und Bogen, natürlich heute zum Großteil verbaut. Das Mausoleum, heute Dom, war nicht zu besuchen, weil der Pfarrer bei einer Beerdigung war. Wenigstens hieß es so. Die Franzosen waren drin. Aber was soll man machen. Man ist einem Führer einmal ausgeliefert. Dafür haben wir den alten Jupitertempel gesehen. Er wurde später zum Baptisterium umgestaltet. Die Fassadensteine, die gewaltiger sind als unser Hochaltar, tragen reichen skulpturellen Schmuck. Im Raume Flechtwerkplatten, ähnlich den karolingischen, zeitlich etwas später. Dann gehen wir in den Palast selbst. Die Privaträume sind gewaltig wie eine Basilika, heute freilich allen Schmuckes beraubt, aber vielleicht deswegen noch eindrucksvoller in ihrer gewaltigen Architektur. Noch ein Blick auf die einstigen Außenmauern, dann geht es in Eile auf das Schiff zurück. Wären die Leute pünktlicher gewesen, hätte es noch auf einen Dingac gereicht, so gehen wir trockenen Mundes.

Mittwoch, 15. Juli. Wir sind auf der Fahrt nach Korfu. Wir fahren direkte Route. Meer, so weit man sehen kann, dunkelblaues Meer. Man singt vom „schönen Innsbruck am grünen Inn“. Ich habe den Inn selten grün gesehen. Auch die Donau ist nur einige Tage im Jahr „so blau, so blau“. Der Tiber freilich hat seit dem Altertum seinen Namen nicht geändert. Er ist heute noch flavus — lehmgelb. Aber das Meer ist blau. Veilchenblau nannte es Homer. Gestern hat eine Brise eingesetzt. Das Meer ist unruhig geworden. Die Reling steigt und sinkt langsam. Bald sieht man nur den dunstig-blauen Himmel, dann wieder die blaue Weite des Meeres mit einzelnen weißen Brechern.

Gegen Mittag fahren wir an kleinen Inseln vorbei. Bald wird Korfu auftauchen. Wir haben den Hafen angelaufen, und die Gruppe, die sich gemeldet hatte, fuhr im Taxi nach Kanoni, einem Aussichtspunkt, der seinen Namen von einer Kanone aus den Freiheitskriegen hat. Wir steigen hinunter zu einem kleinen Frauenklösterlein, das auf einer Insel liegt, die durch einen Steindamm mit

dem Festland verbunden ist. Nicht weit davon liegt die Mäuseinsel, nach der Böcklin seine Toteninsel gemalt haben soll. In Wirklichkeit malte Böcklin eine Insel im Luganer See. Zurück in die Stadt. Besichtigung der Kirche des hl. Spiridion, des Patronen der Insel. Der kostbar silbergetriebene Sarkophag umhülle einen noch reicher gestalteten goldenen Schrein, der nur an Hochfesten ausgestellt wird.

Gegen Abend werden die Anker gelichtet. Die Fahrt geht südwärts in den Golf von Patras. Korfu soll die Insel der Phäaken gewesen sein, von der die Odyssee singt. Es ist möglich. Korfu hat heute noch reichere Vegetation als die andere Insel. Auch der Korfuwein ist nicht zu verachten. Wir haben eine Flasche „aus der Partitur gesungen“. Wir fahren längs der Ostküste von Korfu. Überall sind Inselchen vorgelagert, versunkenes Festland. Wir bleiben an Deck bis Sonnenuntergang. Gern hätten wir Ithaka, die Heimat des Odysseus, gesehen, aber wir fahren erst gegen Mitternacht daran vorbei.

Donnerstag, 16. Juli. In aller Frühe erinnert mich Lois daran, an Deck zu gehen, damit wir die Einfahrt in den Kanal nicht übersehen. Aber es ist noch lange nicht soweit. Wir fahren durch den Korinthischen Golf. Rechts die Peloponnes mit Dörfern und kleinen Städtchen. Da ist auch der Pinienhain von Xylokastron, der uns aufnehmen wird. Links ist Phokis. Da liegt Delphi, mit dessen Götterhymnen ich mich in meinem Studium besonders beschäftigte. Lois zeigt mir die Richtung und nennt die einzelnen Gebirgszüge. Er ist in Griechenland „daheim“.

Vor uns wächst der Isthmus immer höher. Die Passagiere drängen sich an Deck und halten ihre Apparate in Bereitschaft. Eugen zittert fast vor Erregung und Erwartung der Dinge, die er filmen könnte. Vor der Mole nimmt uns ein kleiner Schlepper ins Tau. Die Schrauben des Dampfers würden durch die Wellen den Tuffstein anfressen und so den Kanal verlanden. Schon im Altertum hat man zweimal begonnen, den Isthmus zu durchstechen, um nicht auf dem Halkos, den wir nicht ausnehmen können, die Schiffe über Land zu schleifen. Es blieb aber bei den Anfängen. Lois zeigt mir bei der Westeinfahrt eine aus dem Fels herausgearbeitete Götterstatue aus der ersonischen Zeit. Wir fahren ein. An den Seiten wachsen die Wände. Den besseren Begriff von der Höhe des Einstiches bekommen wir, als wir auf der Fahrt in die Peloponnes am Isthmus haltmachen und auf die Hellas hinabschauen, die westwärts den Kanal durchfährt. Mit der Hellas werden auch wir heimfahren, aber zuerst noch Griechenland erleben.

Mit voller Kraft fahren wir wieder ins Meer hinaus. Ägina kommt in Sicht, Salamis, Eleusis. Wir haben unsere Koffer gepackt und stehen an der Reling. Athen. Zum erstenmal erlebe ich einen großen Meerhafen. Er ist sicher nicht der größte, aber für mich hat er Betrieb genug. Die Gruppe, die in das Feriendorf der Schifffahrtlinie in Xylokastron geht, bleibt an Bord und nimmt das Mittagessen ein. Aber zuerst müssen wir warten. Ich schreibe die ersten dankbaren Grüße in die Heimat. Nach dem Essen geht es an Land. Zweite, zum Glück, sehr formelle Zollkontrolle. Die erste war schon, als wir in Korfu anlegten. Im Omnibus geht es den weiten Weg zurück zum Isthmus und nach Xylokastron. Verdorrte Wiesen und trostloser Fels wechseln mit üppiger Vegetation. Der Norden der Peloponnes hat fruchtbares Land, Weingärten, deren Stöcke nicht mehr als

kniehoch sind, Öl-bäume mit ihrem Graugrün, und tiefgrüne Zitronen und Aprikosenhaine.

Die Receptionsformalitäten sind bald erledigt. Lois und mir wird der gebuchte Bungalow angewiesen. Er ist so weit vom Zentrum entfernt, daß man uns im Auto auf der Landstraße hinbringt. Wir sind darüber nicht böse, denn das heißt auch weit weg vom Trubel des Camp, wo bis tief in die Nacht die Tanzkapelle im Freien aufspielt. Und der mehrmalige tägliche Spaziergang durch den Pinienwald längs der Küste ist nicht zu verachten. Ich habe einmal auf die Uhr geschaut. Wenn wir nicht zu langsam gehen, brauchen wir 14 Minuten. Wir haben auch Zeit. Wir sind ja in Ferien. Auch Eugen und Adolf sind mit ihrem Zelt zufrieden. Sie hausen an einem kleinen Waldweglein unter weitausladenden Pinien und neben Myrtengebüsch. Wir sind in der griechischen Inselwelt untergebracht. Jeder Bungalow trägt den Namen einer griechischen Insel. Wir hausen in Kephallenia. Wir sind von unserer Unterkunft überrascht. Die Bungalowgruppe ist ganz neu gebaut. Im Raume zwei saubere Betten, daneben WC mit Waschgelegenheit. Wir fühlen uns wie Könige. Wir packen aus und dann in die Badehose und die kaum 100 m zum Meere. Wie wohl das Bad tut. Das Wasser ist klar und rein. Freilich, Wasser schnappen darf man nicht. Das Salzwasser schmeckt nicht gerade gut. Dann unter die Dusche am Strand. In der warmen Luft ist man trocken, bis man zum Bungalow kommt. Wir gehen auf Entdeckungsfahrt. An den verschiedenen „Straßen“ stehen Zelte an Zelte. Ich habe Nummern bis 500 gelesen. Dazwischen die einzelnen Bungalowdörfer mit ihren Namen: Quartier des Muses, des Heroes usw. Im Camp die kleine, offene Kapelle, eigentlich nur ein überdeckter Altarraum, Tischtennis, Tanzplatz, die Wäscherei, die Post usw. Wir studieren die angeschlagenen Programme. Es ist ein fixes Wochenprogramm. Morgen ist Delphi. Da melde ich mich gleich an. Am nächsten Freitag bin ich auf Kreuzfahrt. Delphi darf ich nicht auslassen.

Abendessen in einem riesigen, offenen Saal. Ich zähle die Tische. Weit über 200 Leute haben Platz. Dazu ist man in zwei Partien. Daneben ist noch ein kleinerer Saal. Wohl so etwas wie erste Klasse. Doch auch bei uns ist es gut, wenn auch nicht hotelmäßig à la carte. Die Kellner sind freundlich, bringen immer wieder Nero-Wasser. Man versteht das Wort der Alten: Wasser ist das Beste. Wir kaufen uns auch zu jeder Mahlzeit eine Flasche Wein. Mit dem Zahlen geht es reihum.

9.30 Uhr ist Lichtbildvortrag unter gestirntem Himmel. Deutsch-Französisch-Italienisch. Vortragende ist — ich habe das am Anschlagbrett gelesen — Dr. Elfriede Klien. Lois hat mit ihr in Innsbruck studiert. Ich kenne ihren Mann gut. Schon das 10. oder 12. Jahr hat sie bei der Typaldos in den Sommermonaten Lichtbildvorträge. Ich wundere mich, daß alle Plätze besetzt sind, dabei viele junge Leute, obwohl man von Ferne leise die Tanzrhythmen hört. Überhaupt das Publikum ist nicht schlecht. An manches in Benehmen und Kleidung muß man sich gewöhnen. Man ist schließlich am Strande. Man hört selten ein deutsches Wort. Die meisten Teilnehmer stellen die Franzosen. Aber auch Italiener und Engländer sind da. Die Deutschen scheinen mehr bei anderen Reisegesellschaften zu buchen. Mit meinem Neugriechisch ist es nicht weit her. Aber man kommt auch mit Italienisch oder Französisch durch. Einige der Kellner sprechen auch etwas Deutsch. Sie waren als Gastarbeiter in Deutschland.

Freitag, 17. Juli. Um 6 Uhr früh gehen die beiden Omnibusse nach Delphi. Wir sind nur 8 Deutsche dabei. Die Fahrt geht westwärts 50 km zwischen reichen Obstgärten, über vertrocknete Flüsse. Bei Ayiou geht es auf die Fähre und dann drei Stunden erholsame Fahrt nach Itea. Im Bus geht es durch einen riesigen Ölbaumhain und dann hinauf nach Delphi. Der Führer für die deutsche und die italienische Gruppe ist nicht zur Zeit da. So erzähle ich meinen Leuten aus der Geschichte von Delphi. Dann kommt der Cicerone. Wir besuchen zuerst oben die Rennbahn, steigen hinab zum Theater, zum Tempel und zu den Schatzhäusern. Ich höre jede Erklärung zweimal. Zuerst ausführlich italienisch und dann noch kurz deutsch. Vieles wird nun lebendig und nimmt Formen an, was nur blaß in meinem Wissen war. Nach dem Mittagessen geht es ins Museum. Reste des Tempelfrieses. Herrlich dieser Wagenlenker. Vasen aus allen Perioden. Am meisten interessiert mich der homerische Hymnus mit den Notenangaben über den Versen — freilich bis heute noch nicht endgültig gedeutet. Es geht nur alles so schnell. Man müßte Zeit haben.

Samstag, 18. Juli. Am Samstag hat die Typaldos kein Exkursionsprogramm. Aber Lois, der gestern daheim geblieben war — kannte er doch Delphi von mehrmaligen Besuchen — hatte eines. Von Frau Dr. Klien bekam er ein Programmheft über die Ausgrabungen auf dem Isthmus. So machen wir uns auf. Im Bus nach Korinth und im Taxi hinaus zu den Ausgrabungen. Mit dem Phylax, der froh ist, wieder einen Besucher zu sehen (hierher kommen nur Archäologen, sagt er), durchstreifen wir das Grabungsgelände, das Fundamente aus den verschiedensten Perioden zeigt, vom frühhellenischen Palaimontempel bis zu den römischen Bauten, ein Zeitraum, der größer ist als von unseren romanischen Fundamenten bis zu unserer modernen Kirche. Dann gehen wir hinüber zum römischen Stadion. Es ist nicht voll freigelegt, aber einige Versuchsgrabungen lassen die ganze Größe ahnen. Hier muß Paulus die Spiele gesehen haben, den Wettkampf um den Pinienzweig. Er schreibt den Korinthern: Ihr wißt, daß in der Rennbahn zwar alle laufen... Die Kraniche des Ibykus gehören noch in das alte Stadion, dessen Startbahn neben dem Palaimontempel liegt. Die Plätze zum Start sind im Stein abgegrenzt und für die Stäbe sind Löcher eingelassen. Hier war „der Kampf der Wagen und Gesänge“. Hier „auf Korinthos Landesenge“ war „die Schar der Völker froh vereint“. Hieher „zog Ibycus, der Götterfreund“.

Zum zweiten Tisch um 14 Uhr kamen wir hungrig und durstig heim. Nein, nicht ganz. Wir hatten den Taxi auf 12 Uhr bestellt und hatten so noch übrige Zeit. Zuerst stiegen wir in sengender Sonne auf einen Hügel, um eine bessere Übersicht zu bekommen. Dann gingen wir in eine Taberna zu einem Krasi, wie der Landwein heißt. Der rezinierte Wein schmeckt anfänglich fremd, man könnte sich aber leicht daran gewöhnen. Dazu Käsestückchen, in denen Holzspieße steckten. Den Nachmittag, es ging schon auf 3 Uhr, als wir in den Bungalow kamen, verbrachten wir bei einer gemütlichen Siesta. Dann ging es ausgiebig ins Meer. Man muß freilich in Ufernähe bleiben. Weiter draußen sei Haifischfahrt.

Eugen hatte untertags, schließlich kam es auch ihm als Seminarpräfekt zu, bei der Direktion vorgeschrieben wegen der Zelebration am morgigen Sonntag. Ergebnis: Am Abend käme ein katholischer Priester ins Lager, dann könne alles

geregelt werden. Wir haben wohl einen Meßkoffer bei uns, aber kein Antimensium, wie es die Ostkirchen für die Zelebration vorschreiben. Am Abend kommt ein jovialer Herr an unseren Tisch. Wir müssen dem Herrn im Buschhemd glauben, daß es der Superior der Jesuiten in Athen ist. Er speist mit uns, und dann unterhalten wir uns mit ihm noch tief in die Nacht italienisch über die religiösen Verhältnisse in Griechenland.

Sonntag, 19. Juli. Lois zelebriert um 7.30 Uhr. Ich habe die auf 8 Uhr vorgesehene Messe. Kaum zwei Dutzend Leute stehen um die Kapelle. Vielleicht sind es bei der Spätmesse, die Eugen zelebrieren wird, mehr. Um 9 Uhr geht die Exkursion in die Argolis. Es geht zuerst in das antike Korinth. Wir Deutschen sind eine kleine Gruppe, die mit den Franzosen den Omnibus teilen. Die Führung, diesmal französisch-deutsch, ist recht gut. Man merkt der Dame an, daß sie vom Fach ist. Auf dieses Bema schleppten sie damals den hl. Paulus, um durch die römische Behörde seine Entfernung aus Korinth zu erreichen, doch der römische Prokonsul wollte sich nicht in religiöse Streiffragen einmischen. Wir durchwandern die Ruinen der Stadt, dabei ist nur das alte Stadtzentrum ausgegraben. Hier war der Umschlagplatz von Osten nach Westen. Hier stießen aber auch Reichtum und Armut zusammen. Es war ein Hexenkessel aller Völkerschaften, und sicher auch nicht besser als moderne Hafenstädte. Gewaltig die Monolithsäulen, blendend weiß in der griechischen Sonne. Wir fahren südlich. Wie wohl tut dem Auge das Grün der Wälder. So muß ganz Griechenland einmal gewesen sein, ehe Unverstand es verkarsten ließ. Mykene ist eine riesige Anlage, der Königspalast mit seinen zyklischen Mauern, am Abhang des Berges die Wohnungen der Dienstmänner und Handwerker. Durchs Löwentor in die Burg, Blick in die Schachtgräber, das Megaron der Fürsten mit den Türpfosten und Säulenresten, Wehrgänge und Tore. Dann Fahrt zu den Kuppelgräbern. Ich sah wohl genug Bilder vom „Schatzhaus des Atreus“, aber ich habe es mir nie so gewaltig vorgestellt. Das sind Maße, die eine hohe Technik voraussetzten, Monolithen, bei denen man sich fragen muß, wie sie überhaupt damals befördert wurden. Der Türbalken wird auf 140 Tonnen geschätzt. Wir haben freilich überall nur wenig Zeit. Das ist der Nachteil der organisierten Ausflüge und Führungen, aber wollte man die Fahrten in eigener Regie machen, bräuhete man dreimal soviel Zeit und Geld. Wie war da gestern unser Besuch am Isthmus geruhsam! Wir fahren weiter zum Mittagessen in Nauplia. Vorbei an Tiryns und Argos. Schade, oder auch nicht. Gewiß, die Mauern von Tiryns sind noch gewaltiger. Aber kann der Gesamteindruck von Mykenä überboten werden?

Nach dem Mittagessen haben wir eine Stunde „frei“. Daß man im Urlaub froh sein muß, einmal frei zu bekommen. Wir setzen uns in ein Kapheneion am Strande. Nach einem „Türkischen“, man darf es freilich nicht so sagen, trinken wir eine Flasche Kretawein. Beinahe hätten wir die Abfahrt unseres Omnibusses versäumt, weil wir uns mit einem Griechen, der in Wien Tierarznei studiert, unterhalten. Durch eine fruchtbare Gegend geht es hinauf nach Epidaurus. Wir werden durch das an sich interessante Museum durchgeschleust. Es ist gar nicht anders möglich. Heute kommen Massen von Menschen zur Aufführung im Antiken Theater. Und für die Fremden ist auch ein Besuch im Museum vorgesehen. In Epidaurus sind die griechischen Festspiele. Heute wird der „Friede“ von

Aristophanes gegeben. Ich persönlich hätte lieber eine Tragödie gesehen. Aber wir sind nun einmal heute da. Das Stück ist modernisiert. Wir kennen die Handlung, aber die einzelnen Witze können wir nicht verstehen. Nicht nur wegen unseres Erasmisti (von Erasmus von Rotterdam stammt unsere Aussprache des Griechischen, über die die Griechen sich lustig machen), sondern weil das Neugriechische vom klassischen Griechisch weiter entfernt ist als unser heutiges Hochdeutsch von den Merseburger Zaubersprüchen. Wir sind eine Stunde vor Beginn auf unseren Plätzen. Wir haben uns um 25 Drachmen (ca. 20 S) einen mittleren Platz geleistet. Der Marmor ist noch warm vom Tage. Von beiden Seiten strömen die Leute herein. 14 000 Menschen soll das Theater fassen. Bis zum Beginn des Spieles ist es fast ganz gefüllt. Das Spiel beginnt in der kreisrunden Orchestra. Die Chöre klingen volksliedhaft. Die archaisierenden Versuche sind aufgegeben. Das Griechische ist ja heute nicht mehr mensurierend wie bei den Chören der Tragiker. Die Akustik ist unglaublich und das Bild eine Symphonie von Farben.

Montag, 20. Juli. Heute abend ist Einschiffung auf der Mykonos zur Kreuzfahrt durch die Ägäis. Der allgemeine Transfer nach Athen ist erst am späten Nachmittag. Wir aber wollen den Tag nützen. Der Direktor des Feriendorfes hatte uns versprochen, uns privat nach Athen bringen zu lassen. Er scheint es aber ganz vergessen zu haben. Ist auch kein Wunder bei diesem Betrieb. Täglich Ankunft und Abreise von so viel Menschen. Wir packen unsere Koffer und bringen alles, was wir mitnehmen und was wir da lassen, zur Reception. Unser Bungalow kann nicht eine Woche leerstehen. Dann fahren wir mit dem Linienbus nach Athen. Es ist ein Nachteil, daß Xylokastron so weit von Athen weg ist: 3 Stunden Omnibus. Ich wußte aber an der ganzen Strecke nach Athen keinen Platz, der für ein Feriendorf nur annähernd so geeignet wäre wie Xylokastron. Der Tag ist uns eine Sonderfahrt wert. Lois kennt Athen zu gut, als daß ich mich hätte müssen in einer Herde durchtreiben lassen: Hier sehen Sie... Wo es nicht anders geht, nimmt man die Führung in Kauf; und ich habe auch manche wertvolle Führung erlebt. Wir orientieren uns nach dem Harmoniaplatz und suchen dann ein Hestiatorium. Das griechische Essen — Hammelbraten — ist gut und reichlich. Der Rezinato mundet in dieser heißen Stadt. Die Preise sind freilich etwas auf Fremdenverkehr eingestellt.

Wir besuchen die Agora und das Agoramuseum, das nach Vorbild der antiken Stoa gebaut ist. Klassische und christliche Erinnerungen werden wach. Lois macht mich auf Verschiedenes aufmerksam. Ich muß heute abend die Apostelgeschichte nachlesen, die Areopagrede. Wir schauen uns das Theseion an und dann steigen wir auf die Akropolis. Jetzt ist sie im besten Licht. Wir weichen den verschiedenen Gruppenführungen aus. Wir wollen nicht Größenangaben und Zahlen. Und die griechische Geschichte und Sagenwelt kennen wir. Wir wollen uns nur beeindrucken lassen. Im Grunde bin ich froh, daß ich keine Kamera bei mir habe. So bin ich gezwungen, das Bild möglichst lebendig in mich aufzunehmen, Propyläen und Schatzhaus. Erechtheion und die Korenhalle und vor allem den Parthenon. Wir schauen hinab auf das Odeion und das Theater des Dionysos und schauen in die Weite. Athen ist heute eine Zwei-Millionen-Stadt.

Durch die abendlichen, mit Käufern und Schaulustigen gefüllten Straßen gehen wir zurück zum Harmoniaplatz. Erst in der Schnellbahn merken wir, daß wir

auch am Theseion hätten einsteigen können. Uns ist nicht ganz wohl, weil es schon gegen Abend geht, und wir die genaue Abfahrtszeit des Schiffes nicht wissen. Am Piräus nehmen wir ein Taxi. Der Fahrer übernimmt uns, aber wir haben höchste Zeit, oder glauben es wenigstens. Dann müssen wir doch zu Fuß gehen, oder besser gesagt laufen, um am Schiff zu erfahren, daß unser Gepäck, ja überhaupt die Gruppe aus Xylokastron noch nicht angekommen ist. Das beruhigt uns. Wir suchen unsere Kabine auf, die wir geradezu als feudal empfinden. Da kann man auch seine Koffer auspacken und alles recht versorgen. Auf der Mykonos ist keine Touristenklasse, weshalb man bei Tisch auch mit Rock oder dann später wenigstens mit Krawatte erscheinen muß. Das Abendessen wird beinahe zelebriert. 5 Gänge ist das Normale. Zum Glück ist es meistens nur ein Kosten. Wir gehen spät zu Bett, um in der gut gekühlten Kabine wie Fürsten zu schlafen.

Dienstag, 21. Juli. Von meiner klösterlichen Ordnung ist doch etwas geblieben. Ich bin auch auf der Mykonos der erste an Bord, um mein Brevier zu beten. Freilich, die andern (Lois natürlich nicht) müssen am Abend noch in der Bar tanzen. Davon bin ich entschuldigt. An Hand der Karte orte ich unseren Stand. Wir sind nicht mehr weit von Delos. Die Ausschiffung erfolgt mit Motorbooten. Die deutsche Gruppe ist zum Glück nicht sehr groß. Wir besuchen zuerst das alte Wohnviertel. Ich bekomme einen Begriff von einem griechischen Hause. Die topographische Führung ist sehr gut. Weniger entsprechen mir die Erklärungen über die griechische Götterwelt und die Dramen. Das ist doch zu sehr vereinfacht, wie es uns da geboten wird. Herrlich sind die Bodenmosaiken, interessant die Wasserleitung, die Zisternen und die Kanalisation. Dann geht es in den hl. Bezirk und zur Löwenstraße. Der einstmalige Sumpf und die Palme wird gezeigt, an der sich Leto hielt bei der Geburt des Apoll und der Artemis. Der Hymnus des Limenios wird in meiner Erinnerung wach.

Während wir beim Mittagessen sind, fahren wir weiter zur Insel Mykonos, deren Namen unser Schiff trägt. Wieder bringen uns Motorboote, die wie alle griechischen Boote entweder Panagia (U. Ib. Frau würden wir sagen) oder Hagios Nikolaos heißen, zur Insel mit den leuchtend weißen Häusern, den schmalen, sauberen Gassen und den sterbenden Windmühlen. Mykonos ist durch die Maler etwas Mode geworden. Wir schlendern durch die Gassen. Da bekomme ich den Begriff einer alten Stadt. Ich erinnere mich an den Überfall auf Plataä bei Thukydides. Wir suchen eine Taberna, finden aber keine. In den Hafenrestaurants wollen wir nicht einkehren.

Mittwoch, 22. Juli. In der Frühe, ich kann mich an den Karten orientieren, fahren wir in die Dardanellen ein. Hier am Eingang der Meerenge, an der strategisch bedeutsamen Stelle muß Troja liegen. Man kann aber vom Schiff aus nichts ausnehmen. Wir müssen bis Canacale fahren, wo das Schiff anlegen kann, um dann im Omnibus zurückzufahren. Zum erstenmal auf türkischem Boden. Neben der Hafemole ist die Volksschule. Der Lehrer spielt vor der Schule, und die Kinder singen und tanzen. Die Typaldos legt den ganzen Sommer wöchentlich um die gleiche Stunde hier an. Da haben sie sich darauf eingerichtet. Wir fahren an großen, abgeernteten Getreidefeldern, an Tabakfeldern, an Ölgärten und an Baumwolle vorbei. Am Dreschplatz sind turmhohe Dreschmaschinen und von Ochsen gezogene Dreschschlitten nebeneinander. Die

Türkei will im Eiltempo aufholen. Führung in Troja durch einen Architekten, der in Deutschland studiert hat. Man merkt in den Erklärungen den Baufachmann. Troja ist nach dem mächtigen Mykenä enttäuschend. Man hat bis in die Römerzeit zu viel immer wieder umgebaut. Mich interessiert Troja VII, die spätmykenische Zeit, die in der Ilias besungen wird. Umfassungsmauern mit interessanten Absätzen und Einbindungen, ein Opferaltar und eine Opfergrube, das skäische Tor, vor dem die Helden kämpften. Die Funde im Museum sind spärlich. Damals wurde noch alles von den Archäologen in ihre Heimatmuseen mitgenommen.

Der Nachmittag ist zum Ausruhen. Fahrt durch das Marmara-Meer. Wer es nur von der Karte her kennt, meint: Was ist das schon? Aber es ist wirklich das Meer. Stundenlang fahren wir und sehen keine Küste. Es ist schon dunkel, als wir uns Istanbul nähern und ins Goldene Horn einfahren. Schon lange sahen wir die Lichter der Vorstädte, aber immer waren wir noch nicht so weit. An der nächtlichen Exkursion nehmen wir nicht teil, gehen aber doch ein wenig an Land und spazieren zur Galatabrücke.

Donnerstag, 23. Juli. Diesmal hat man uns Deutsche bei der Stadtrundfahrt mit den Engländern, oder sind es Amerikaner, zusammengespannt. Lieber wäre ich bei den Franzosen oder Italienern. Wir fahren zuerst durch das moderne Istanbul. Nicht viel Schönes, schon gar nicht charakteristisch. Dazu sind wir nicht hier. Hagia Sophia, gewaltig im Raum, ausgeglichen in den Maßstäben. Im Narthex sind die alten Mosaiken freigelegt. Im Innern wird daran gearbeitet. Heute nur Nationaldenkmal. Dafür ist die Blaue Moschee (blaue Kacheln und blaue Malerei) heute noch mohammedanische Kultstätte. Aber wie viele kommen? Unser Führer nennt Zahlen, die man in anderen Großstädten auch haben kann. Schön die Chorakirche. Zuerst Kloster, dann Moschee, heute Museum. Mosaiken und Fresken sind freigelegt. Hier müßte man bleiben können! Ich hätte auf ganz Konstantinopel mit seinen 350 Moscheen verzichtet, hätte ich den ganzen Tag hier bleiben können. Aber mitgefangen... Nachmittags Besuch der Kunstschätze im alten Serail: Gold, Perlen, Saphire, Rubine, die Lieblingsfarben der Türken. Milliardenwerte, was freilich das einzig Interessante daran ist. Toter Reichtum, eine fremde Welt. Da interessieren mich der Aquädukt und die Riesenzisterne mit ihren fast 400 korinthischen Säulen schon mehr. Gewaltig ist die Maueranlage, die vom Goldenen Horn zum Marmara-Meer führte und Byzanz lange uneinnehmbar machte. Dann schlendern wir durch den Bazar. Um nicht zu verirren, bleiben wir auf der Hauptstraße. Unsere Auslagen gehen zwar über eine handgepreßte Orangeade nicht hinaus. Aber die Frauen können kramen. Da wird allerlei ins Auto geschleift. Eine Amerikanerin handelt mit einem Schuhputzer um den Kasten. 27 Dollar sind ihr zu viel. Dabei war es eine schöne Intarsienarbeit. In Izmir kaufte sie dann einen ganz gewöhnlichen um 20 Dollar. Ein anderer soll einen Kamelsattel gekauft haben. — Im Abendschein laufen wir aus dem Goldenen Horn aus. War das Erlebnis des Tages die Fahrt wert? Nur ein kleiner Teil der Teilnehmer an der Kreuzfahrt ist historisch interessiert. Wir sind ein buntes Gemisch: Amerikanerinnen, die sich wie Kindsköpfe benehmen, typische Berliner Blaustrümpfe, die alles besser wissen, lustige Witwen, die am liebsten jedem Matrosen verliebte Augen machen, junge Ehepaare, die auf Hochzeitsreise sind, und auch ein paar nette und vernünftige Leute — und dazu zähle ich Lois und mich.

Freitag, 24. Juli. In der Frühe landen wir in Dikeli. In Omnibussen geht es landeinwärts. Kamelkarawanen begegnen uns. Die alte und die neue Zeit. Heute sind wir mit den Italienern zusammen, haben aber eigene Führung. Der Nachteil ist, daß man auf die Italiener immer warten muß, besonders auf den Dottore. Wir besuchen Pergamon, das Asklepiosheiligtum. Das meiste ist freilich aus der hellenistischen Zeit. Hier hat Galenus gewirkt. Der unterirdische Gang für Bäder und Schocktherapie ist noch da. Dazu Theater, Erholung, Spaziergänge, ein großer Bibliotheksraum. Dann kommt die Enttäuschung. Man fährt nicht auf die Akropolis, was in Pergamon doch die Hauptsache gewesen wäre. Die ganze deutsche Gruppe bemüht sich darum. Es ist nicht zu erreichen. Es sei keine Zeit, obwohl Zeit genug vertrödelt wird, und andere Ausreden. Wir sehen nur den Standort des Zeusaltars und die Anlage des Theaters, die im Altertum die steilste war. Dann geht es südwärts. Primitive Dörfer, aber schöne Kulturen: Öl bäume, Baumwolle, Tabak, Feigen und immer wieder Feigen. Wir lernten einst in der Schule: Smyrna, Feigenexport. Der Tag wird heiß. Smyrna ist eine Riesenstadt mit Vorstädten wie überall. Der Führer hat eine Freude, wenn er uns ein paar Fabriken angeben kann. Die Lage ist schön. Um den Strand amphitheatralisch aufsteigend die Stadt. Besuch im Museum. Diese kleinen Museen haben Vorteile: Man übersieht sie, sucht sich die paar wichtigsten Dinge heraus und prägt sie sich ein. Hier ist es die Artemis aus Ephesus. Ich hatte auf dem Schiff vor dem Frühstück die Teile aus der Apostelgeschichte und der Offenbarung gelesen: Dem Engel der Gemeinde von Ephesus, von Smyrna, von Pergamon... Mittagessen in einem schönen Hotel am Strand. Die Küche ist nicht typisch, eher auf die Fremden eingestellt. Dann wird eine Stunde für den Besuch des Bazars freigegeben. So ein Blödsinn! Die Leute waren doch gestern in dem viel größeren Bazar in Istanbul. Wir suchen eine ruhige Bank. Lois erzählt mir und den beiden Schweizerinnen, mit denen wir uns verstehen, von der Katastrophe der Kleinasien-Griechen, die nach einem Aufstand an die 100.000 hier gemordet oder ins Meer getrieben wurden. Und in der Bucht standen Schiffe europäischer Mächte! Wir bringen den Ärger über die verlorene Zeit nicht recht weg. Sicher haben wir in Ephesus dann zu wenig Zeit und werden durch die Ausgrabungen hindurchgetrieben. Es sollte zum Glück nicht kommen. Nach zwei Stunden Fahrt durch eine schöne Gegend sind wir in Seldschuck, das neben dem alten Ephesus liegt. Zuerst wird uns an Hand einer topographischen Nachbildung Lage und Größe der verschiedenen Ephesus' erklärt. Es sind mindestens sechs von der Zeit der Amazonen bis in die christliche Zeit. Der Vorteil hier ist, daß die einzelnen Perioden zum Teil ganz auseinander liegen. So zeigen die einzelnen Perioden typische Züge: die Johanneskirche ebenso wie die römische Marmorstraße zum Meer, Theater — der Führer macht auf die Paulusszene aufmerksam — und Tempelreste. Hier arbeitet das Österreichische archäologische Institut. Es sind schöne Erfolge, aber es ist noch lange nicht alles ausgegraben. Hier arbeitete Millner, bei dem ich einstens Alte Geschichte gehört hatte. Unser Führer kann sich an ihn wohl erinnern.

Eigentlich wäre es Zeit aufs Schiff, das in Kusadasi auf uns wartet. Wir fahren aber doch noch auf den Berg, auf dem nach alter Überlieferung das Haus der Mutter Gottes stand. An Hand der Offenbarung der Anna Katharina

Emmerich hat man gegraben und stieß auf die Ruinen eines Hauses. Ein bescheidenes Marienheiligtum ist hier, von Montfortanerpatres betreut. 70 % der Wallfahrer sind Mohammedaner. Sie haben neben der christlichen Kapelle einen eigenen Gebetsraum, wo sie Myriam, die Mutter des größten Propheten nach Mohammed, verehren. Der Abend versöhnt etwas mit der Enttäuschung von Pergamon.

Samstag, 25. Juli. Als ich an Deck gehe, ist Rhodos in Sicht. Aber es hat noch Zeit. Ich warte, bis Lois auftaucht, dann gehen wir gemeinsam frühstücken. Wir legen neben einem griechischen Kreuzer an. Die Musik spielt und die Einheit ist zum Morgenappell angetreten. Cypern ist nicht weit. Da muß man wenigstens den Eindruck erwecken, daß man auf der Hut sei. Auch während des Tages schneide ich einmal dieses Thema an. Wir haben einen aufgeschlossenen Führer, der von seinem Studium in Wien das Deutsche so gut kann, daß er aus meinem Hochdeutsch den Vorarlberger heraushört. Er führt uns durch das Rhodos der Kreuzfahrerzeit, das Museum, das in einem Hospital eingerichtet ist, die Kreuzritterstraße mit den Häusern der einzelnen Ritterschäften, und die Burg des Hochmeisters, die von Mussolini nach alten Stichen wiederaufgebaut wurde. Es sollte ein Feriensitz für den italienischen König werden. Sie erinnern sich nicht gern an die Zeit, als der Dodekanes italienisch war. Die halbe Bevölkerung wurde zur Auswanderung gezwungen. Dafür wurden Italiener angesiedelt und auch Südtiroler. Aber auch die Befreiung war keine reine Freude. „Quod non fecerunt barbari, fecerunt Barberini.“ Auf der Fahrt zu einem Aussichtspunkt, wobei er mit Stolz die modernen Hotels zeigt, fragte ich nach Cypern. Unser Führer hat für Makarios keine heiße Liebe. „Schauen Sie“, sagte er, „das Dorf da drüben ist rein türkisch. Es ist nicht das einzige auf Rhodos. Und es geht auch. Sie haben ihren Muezzim und ihre türkische Schule. Oder?“ und dabei schlägt er dem Chauffeur auf die Schulter. „Er ist auch ein Türke, und wir verstehen uns trotzdem gut.“

Nach einer Flasche Chevalier de Rhodes gehen wir zum Mittagessen an Bord. Am Nachmittag ist Exkursion nach Lindos. Auf der Fahrt wechselte verbrannte Steppe mit tiefgrünen Oasen, und mitten in diesen Orangenwäldern Dörflein mit blendend weißen Häusern, alten Kirchlein und modernen Schulen. Lindos liegt auf der Höhe. In brennender Sonne steigen wir auf und warten dann im Schatten auf die Führung. Es ist wieder unser „Wiener“, der uns führt. Er läßt die Geschichte lebendig werden, geht von den Venezianern zurück (daß der Weltkrieg hier auch seine Spuren hinterlassen hat, übergeht er) über die klassische Zeit der Athena Lindia, von deren Tempel noch zierliche Säulen stehen, bis in die vorgriechische Zeit, da hier der Tempel einer alten Muttergöttheit war. Drunten im Dorfe setzen wir uns in einem Kapheneion zusammen. Er interessiert sich für alles mögliche, als er weiß, daß ich nicht nur Philologe, sondern auch Priester bin, für den Ausbildungsstand unserer Geistlichen, für die religiöse Haltung der Akademiker, fragt nach einer Begründung unserer Aussprache des Altgriechischen, und warum die Plastiken der klassischen griechischen Zeit alle germanische Typen seien.

Sonntag, 26. Juli. Heute sind wir Kreta angelaufen. Lois verzichtet auf den Besuch von Knossos mit seinem Labyrinth, er war schon zweimal dort, und sucht gleich nach der Landung das kleine katholische Kirchlein auf, das von

italienischen Kapuzinern betreut wird, um zu zelebrieren. Ich muß auf die Messe verzichten, denn es ist sicher das einzige Mal, daß ich auf Kreta bin. Ich kam dann aber doch noch zu meiner Sonntagsmesse. Um 11.30 Uhr mußte alles an Bord sein. Kurz darauf, das Schiff war noch verläut, wurde in allen Sprachen durchgegeben, daß im Salon für die Katholiken hl. Messe sei. Ich kniete mich neben den Priester, der sich schon angekleidet hatte, und ministrierte. Das sei jedesmal so, erfuhr ich, als der Pater mit seinem Motorrad abgebraust und wir uns vom Kai gelöst hatten. Das ist stillschweigend christliche Einstellung von Typaldos. Ich fuhr also mit den anderen nach Knossos. Eine alte, wirklich fachkundige Dame, die noch Evans gekannt hatte, führte uns. Das meiste des Riesenpalastes ist zerstört. Und doch welche Ausdehnung! Ein paar Gruppen nebeneinander stören sich nicht. Man sieht einander nicht mehr. Es geht auf und ab und hin und her. Geheimnisvoll sind diese unterirdischen Räume. Wird die Entzifferung von Linear A und B hier Licht bringen? Der Besuch im Museum ist viel zu kurz. Hier möchte man tagelang sein. Die Führerin ist klug und sucht nur die schönsten und typischsten Funde der minoischen Zeit heraus. Diese Metallarbeiten, dieses fast hauchdünne „Porzellan“. Und überall der Tauros, der Stier.

Am Nachmittag fahren wir in den tintenblauen Krater von Santorin ein. Ein Eselsritt nach Thera steht auf dem Programm. Viel Interesse haben wir nicht daran. Aber nachdem der Eselsritt schon eingerechnet ist... Lieber den Magen verrenken als dem Wirt etwas schenken. Schon vor uns ankert ein Schiff der Typaldos. Wir sehen vom Schiff aus den Betrieb. Eine ganze Prozession von Eseln. Hinauf tragen sie die Reisenden. Herunter werden sie auf kürzestem Wege getrieben, um wieder andere Reisende hinaufzutragen. Als wir am Ufer auf unsere Esel warten, hört uns ein Eseltreiber deutsch reden. „Woher wir seien?“ „Afstriakos“, gebe ich zur Antwort. „Oh, Afstria, oh, Innsbruck gut. Birr gut. Ich Universität. Nur ein Jahr. Nichts studiert, viel Birr.“ Dabei zuckte er die Achseln, als wollte er sagen: Und deshalb bin ich wieder Eseltreiber. Droben genießen wir die Aussicht auf den versunkenen Krater. Thera hätte auch seine Ausgrabungen am flacheren, nördlichen Abhang. Aber dazu haben wir zu wenig Zeit. So gehen wir in eine Taberna und trinken Wein, der auf diesem vulkanischen Boden gewachsen ist.

Abends feierliches Abschiedessen mit Papierhüten, Musik und brennendem Eis. Den Abschiedstanz schenken wir uns. Leise hören wir in unserer Kabine die Musik aus der Bar.

Montag, 27. Juli. Wieder in Xylokastron. Eugen und Adolf sind inzwischen nach Kreta ausgeflogen. Nach einem kleinen Durcheinander beziehen wir einen neuen Bungalow. Nach Tisch ausgiebig ins Wasser und dann Spaziergang ins Dorf, ein richtiger Ruhetag.

Dienstag, 28. Juli. Es ist der letzte Tag, über den ich noch frei verfügen kann. Die Exkursion nach Mega Spilaion interessiert mich wenig. Morgen dafür bei der Fahrt nach Olympia bin ich dabei. Lois tut mir einen Freundesdienst und lährt mit mir nach Athen ins Nationalmuseum. Wie bin ich da froh um ihn. Wir suchen uns die Zibeben aus dem riesigen Kuchen. Zuerst den Saal mit den Funden aus den Schachtgräbern in Mykene, die goldenen Totenmasken, goldene Becher, Bronzeschwerter. Dann durch die Säle mit den Statuen. Am Nachmittag

geht's in den oberen Stock. Die Anzahl der Vasen ist verwirrend. Aus allen Epochen. Alle Sagen kann man hier finden. Lois kennt die bedeutendsten und zeigt sie mir. Diese Säle mit den Vasen müßte man immer wieder besuchen können.

Mittwoch, 29. Juli. Olympia. In aller Frühe geht der Omnibus ab. Wir sind nur ein halbes Dutzend Deutsche und haben keine eigene Führung. Umso besser. Wir fahren westlich nach Patras, das für mich von Bedeutung ist, weil hier das Haupt des Apostels Andreas zurückkommen wird. Dann geht es südlich und landeinwärts. Ein fruchtbares Land. Wie ist da Attika arm! Ich habe von Lois gelernt. Ich stürze im Museum gleich auf das Wichtigste: Figuren vom Tempelfries und die Dreifüße. Als es mittags zum Verlassen des Museums läutet, habe ich gesehen, was ich wollte. Die anderen, wir kamen ja sehr spät, waren in dem Saal mit den Funden aus der hellenistischen und römischen Zeit.

Nach dem Essen geht es in den heiligen Bezirk. Ich habe einen Plan der Ausgrabungen. Das genügt mir. So steige ich zwei Stunden bei brütender Hitze im Gelände herum. Heraion und Zeustempel. Wie große Kuchen liegen die Säulentrommeln da. Ratshaus und Gymnasium und natürlich das Stadion, das nur zu einem kleinen Teil freigelegt ist. Ich sitze vor Steinen und entziffere die Inschriften. Meist sind es Siegerlisten.

Donnerstag, 30. Juli. Wir sind an Bord der Hellas. Eugen und Adolf haben den Transfer im Omnibus gemacht. Es war aber zu wenig Platz. Lois und ich, dazu noch ein Holländer, werden im Taxi nach Athen gebracht. Der Wagen kommt ewig nicht. Wir werden schon unruhig. Man vertröstet uns. Dann fährt er aber schon wie ein — Grieche. Das muß man mitgemacht haben. Ein paar mal meine ich, die Kiste müsse in Brocken gehen. Und wenn er mit knapper Not an einem Zusammenstoß vorbeikommt, lächelte er und winkte. Wir kommen gerade noch recht, um die Ausreiseformalitäten über uns ergehen zu lassen und dann am Schiff zu warten. Diesmal ist ein Koffer Adolfs verhext. Dazu noch der, in dem er den Paß hat. Schließlich findet sich alles. Wir fahren aus dem Piräus, wieder vorbei an Salamis und durch den Isthmus. In der Höhe von Xylokastron gibt die Sirene Zeichen. Drüben am Ufer winken sie. Wir haben es die letzten Tage auch getan. Ein wenig Wehmut überfällt mich. Abschied von Griechenland.

Freitag, 31. Juli. Nach dem Prospekt hätten wir Brindisi anlaufen müssen. Wir haben aber Kurs nach Norden. Es geht direkt nach Venedig. Wieder ein richtiger Ruhetag. Man kann nichts tun, als im Liegestuhl lesen oder schlafen. Die Hellas ist schöner als die Kriti, obwohl ihr Baujahr noch früher ist. Wir treffen Bekannte von der Hinfahrt, unsere Oberösterreicher. Man tauscht Erfahrungen aus. Abends sitzen wir sogar noch lange beisammen bei mehr als einem Glase Wein.

Samstag, 1. August. Wir haben gepackt und verlassen unsere Viererkabine. Natürlich ist es nicht mehr die Bequemlichkeit der Mykonos, aber die Kabine war sauber und in Ordnung. Nicht mehr so ein Loch wie auf der Kriti. Alles steht an der Reling und wartet. Wir fahren zwischen den Inseln und legen an. Dann Paßkontrolle und schließlich müssen wir warten, bis alle Koffer am Fließband herausgewandert und in die Zollhalle gebracht sind. Mit dem Vaporetto

zum Bahnhof. Wir haben nichts mehr vor. Das ist typisch für das Ende des Urlaubs. Man sehnt sich heim. Dann noch ein Durcheinander mit den Platzkarten für den Gondoliere. Schließlich haben wir Platz, und es geht über den Eisenbahndamm nach Mestre. In Bozen trennen wir uns. Eugen und Adolf fahren weiter, Lois und ich überfallen Toni Steinkeller, das heißt, er hatte erst seine Schwierigkeiten, bis er uns am Bahnhof entdeckt hatte. Er hatte einen Schwarzen gesucht und fand bunte Krawatte und Frisur. Der Abend bei ihm und seiner lieben Familie war wie ein voller Akkord am Ende einer Haydn-Symphonie, der schöne Ausklang meiner griechischen Reise.

Gibt es im Kollegium etwas Neues?

Man könnte sich mit Recht die Frage stellen: Gibt es im Kollegium jedes Jahr etwas Neues, das wert ist, in den Mehrerauer Grüften festgehalten zu werden? Wenn auch der große Rahmen eines Schuljahres und eines Kollegiumsjahres mehr oder weniger der gleiche ist, so gibt es doch immer wieder Varianten und Änderungen, etwa in der Raumgestaltung, bei den Erziehern und Lehrern und schließlich bei den Schülern, die in jedem Jahre doch mindestens zu einem Viertel wechseln. Andere Menschen gestalten das Leben anders. So gleicht kein Jahr dem andern, wenn man auch viele Nuancen eines Schuljahres nicht gut beschreiben kann, sondern miterleben muß, um sie zu spüren. Und doch gibt es immer wieder auch an äußeren, sehr merklichen Umstellungen so viel, daß man sieht: das Leben im Kollegium ist wirklich pulsierendes, sich entwickelndes Leben; manches überlebt sich, manches geht neu am Horizont auf. Es mag bei der kleinen Welt des Kollegiums wohl so sein wie bei der großen Welt. Wenn man von einer gewissen Entfernung, etwa einem hohen Berge oder einem Raumschiff auf die Erde blickt, ist die Welt sehr statisch, greift man aber hinein ins volle Menschenleben, dann ist es interessant und variant.

Am 16. September mußte in diesem Herbst die Masse des Volkes im Kollegium eintreffen. Vereinzelt hatten schon ihre Prüfungen hinter sich. Nicht allen glückte der Sprung in die höhere Klasse. Wer am Mittwoch am Vormittag bereits ankam, konnte gerade noch sehen, wie man vom Mittelstück der Kollegiumsfront die Gerüste abmontierte und wie sich das Portalstück der Front bis zum hohen Giebeldreieck in einem neuen, saften Braungelb leicht betont vor der übrigen langen Front sauber und frisch geledet präsentierte. Die uralte Inschrift — sie mag wohl dreiviertel Jahrhundert alt gewesen sein — ist verschwunden. Gegenwärtig hat das Kollegium S. Bernardi keine Auf- und sichtbare Anschrift mehr. Es soll eine kleinere, gefälligere Anschrift etwa in Portalhöhe aus Metalletern angebracht werden. Vielen ist die große Blockschrift der Front des Kollegiums eine kaum wegzudenkende Erinnerung. Die großen, dicken Reliefbuchstaben der Vorkriegszeit hatten in der Nachkriegszeit so gelitten, daß man sie beim Neubeziehen des Kollegs im Jahre 1950 wegnehmen mußte, sie aber durch eine ähnlich große gemalte Inschrift ersetzte.

Wer in den Sommerferien ins Kollegium kam, hätte meinen können, daß

wir wieder wie im vergangenen Jahre das halbe Haus abreißen. Überall war es voll Staub und Gerüsten. Aber es war harmloser. Wir mußten nur eine Reihe von Decken reparieren, was viel Staub und Schmutz machte. Die Sakristei neben der Kapelle mußte auch einer Generalreparatur unterzogen werden und konnte nicht mehr bis Schulbeginn vollendet werden. Wir mußten die Sakristeikästen hinten in die Kapelle stellen und konnten erst kurz vor dem Kongregationsfest in die festlich renovierte Sakristei einziehen. Unsichtbar vor den Augen der Studenten haben wir im Sommer in der Küche eine große Kühlanlage einzubauen begonnen, die aber erst im neuen Jahr vollendet sein wird.

Die siebte Klasse mußte sich beim Einzug erst ihren Studiensaal suchen, denn der traditionelle Studiensaal neben der Bibliothek war für die außergewöhnlich große Siebte (26 Schüler) zu klein geworden. Der danebenliegende Rekreationssaal der ersten Klasse wurde mit neuem Licht versehen, und dient jetzt als Studiensaal. Die erste Klasse muß sich mit dem viel kleineren ehemaligen Studiensaal der Siebten begnügen. Wenn wir in unserem Kollegiumsbericht diesmal ausdrücklich nach Neuigkeiten gefragt haben, dann können wir diesmal wirklich von einer ganz besonderen berichten. Wir haben mit Beginn dieses Schuljahres unseren Abteilungen des Kollegs eine vierte angefügt, in der Interessenten für Priesterberufe zusammengefaßt und von einem eigenen Präfekten betreut werden. Wir haben für diese Abteilung noch keinen ganz passenden und seinem Sinne entsprechenden Namen gefunden. Manche der älteren Schüler denken sicher an eine Erneuerung der früheren Oblatenschule, die wir gegen Ende der zwanziger Jahre schon einmal eingerichtet hatten. Der Name Oblatenschule ist sachlich nicht richtig, denn es handelt sich nicht um Oblaten, also um junge Menschen, die in irgendeiner Weise eine Bindung von ihnen selber oder von ihren Eltern aus eingehen. Auch Juvenat, kleines Seminar und ähnliche Namen sind nicht ganz zutreffend. Da man dem Kinde einen Namen geben muß, wenn man davon sprechen will, reden wir im internen Gebrauch auch manchmal von Oblaten. Die Studenten, die in drastischen Namen nie verlegen sind, haben schon ihre eigenen Namen, die ich aber hier irgendeines Präjudizes halber nicht anführen möchte. Es wäre sonst die Gefahr, daß einer solchen Untergrundkreation zuviel Ehre angetan würde und sie sich durchsetzen könnte. Ich weiß übrigens keinen, der offiziell tragbar und entsprechend wäre. Die Mehrerauer Grüße wären für Vorschläge dankbar und würden jede Anregung gerne sorgfältig erwägen.

Von der Theorie nun zuerst einmal zur Praxis. Wie sieht diese neue Abteilung innerhalb des Kollegs eigentlich aus? Wenn ich hier sage innerhalb des Kollegs, so befinde ich mich schon wieder auf dem Gebiet der Theorie. Die Abteilung ist nämlich — grundsätzlich ein Teil unseres Kollegs mit allen Rechten und Pflichten — gegenwärtig räumlich davon getrennt. Unser Kolleg und unsere Schule leiden schon lange und je länger um so mehr unter einem fühlbaren Raummangel. Immer noch seufzen wir unter der Nachkriegsbesatzung der Volksschule. Im Jahre 1965 läuft der Vertrag mit der Stadt Bregenz aus. Da wird es sich zeigen, ob frei geschlossene Verträge noch einen Wert haben, oder ob wir uns praktisch noch in der Zeit gewaltsamer Besatzungen befinden. Im gegenwärtigen Schuljahr hätten wir für eine weitere Abteilung unter keinen

Umständen irgendwelchen Raum zur Verfügung. Es blieb daher nichts anderes übrig, als die neue Abteilung in den Noviziatstrakt des Klosters zu verlegen. Dieser Flügel des Klosters ist gegenüber dem Gesamtkloster relativ günstig abgetrennt und bietet für eine Gruppe von 14 Schülern eine recht schöne und ansprechende Bleibe. Von Dauer soll das freilich nicht sein. Wenn wir einmal genügend Platz bei uns hätten, sollte auch diese Abteilung im Kolleg untergebracht werden. Wann das der Fall sein wird, läßt sich sogar bei Vertragstreue der Stadt Bregenz noch nicht voraussagen.

Die „Oblaten“ wohnen also im Kloster und fühlen sich dort recht wohl. Eine kleine Abteilung gestattet, manches wohllicher und intimer zu gestalten als bei unseren größeren Abteilungen mit dem besagten Raummangel möglich ist. Wir sind darüber sehr erfreut, denn die Voraussetzung für einen Erfolg einer solchen eigenen Gruppe steht und fällt mit einer entsprechenden Unterbringung. Die Oblaten haben im Konvent auch ein eigenes Speisezimmer. In der Schule sind sie selbstverständlich bei uns herüber. An Sport und Spiel nehmen sie im Hof und am See mit allen teil, natürlich stehen ihnen alle Unterhaltungs- und Belehrungsmöglichkeiten in Kino und Fernsehen wie allen zur Verfügung. Im Augenblick umfaßt die Abteilung Schüler der dritten, vierten und fünften Klasse.

Ich bin begrifflicherweise von den älteren Studenten schon öfter gefragt worden und ich könnte mir denken, daß auch manche Leser der Mehrerauer Grüße ähnliche Fragen von der Ferne an uns richten: Was verspricht man sich von der Einrichtung, warum hat man sich dazu entschlossen, was ist der Sinn des Ganzen? Vielleicht klingt in solchen Fragen auch ein zweifelnder Unterton mit, ob in der heutigen Zeit der psychologischen und charakterlichen Frischluft-erziehung eine solche Einrichtung nicht einen Rückschritt in rein negative Bewahrungs- und Ghettoerziehung bedeuten würde. Ist es wirklich notwendig, in der abschirmenden Umfriedung des Kollegiums noch einmal einen Zaun zu errichten? Inwieweit ist dieser Zaun für die Gesamtkollegiumseinflüsse durchlässig oder was möchte man damit wegfiltern? Bedeutet die neue Oblatenschule nicht ein Mißtrauen gegen unsere eigene Kollegiumserziehung?

Um auf diese Fragen antworten zu können und auch in positiver Weise den Sinn unserer neuen Einrichtung klarzustellen, ist es notwendig, hier ein wenig weiter auszuholen. Jeder junge Mensch ist sicher in tiefster Seele davon erfüllt, einen Beruf zu erwählen, der sein Leben, im weitesten Sinne gesagt, irgendwie erfüllt, der sein Leben auf eine gewisse Höhe führt, der gestattet, seine geistigen und körperlichen Kräfte voll auszunützen, der ihm einen hohen Lebensstandard verspricht, einen Beruf, der ihm die Möglichkeit zu sozialem Aufstieg und Erfolg ermöglicht. Irgendwie steckt es in jedem Menschen drinnen, einen wertvollen Beruf zu ergreifen. Natürlich ist die Berufswertung und -auffassung weitgehend von der Umwelt des Menschen abhängig. Es kann ein junger Mensch von sich aus unmöglich so weit sein, daß er nur von sich aus die objektiven Gegebenheiten eines Berufes erfassen kann, die Wertung durch die Umwelt spielt immer eine sehr bedeutende Rolle. Wir müssen in der Gegenwart immer wieder beobachten, daß die aktiven Berufe, wir könnten etwas einschränkend sagen, die technischen Berufe, heute ganz besonders hoch im Kurse stehen. Der technische Fortschritt fasziniert die Jugend,

und die Hochschätzung der technischen Weltbewältigung drückt sich in einer verstärkten Wahl von Berufen aus, die allgemein geschätzte Güter, wie sichtbaren Erfolg, hohen Verdienst und daher Lebensstandard, Aufstieg und Fortschrittmöglichkeiten einschließlich der Möglichkeiten zu Risiko und Abenteuern verbinden. Hingegen sind die passiveren oder scheinbar passiveren Berufe, die dienenden Berufe, in einem viel tieferen Kurse. Zu den letzteren gehört keineswegs nur der Priester- und Ordensberuf, hierher gehören heute schon in weitem Maße der Beruf des Lehrers und die pflegerischen Berufe. Der Lehrermangel ist nicht nur eine zufällig vorübergehende Erscheinung, sondern liegt schon tiefer im Strukturwandel einer richtigen Einschätzung beschlossen. Gar nicht zu reden von den Pflegeberufen. Wenn einmal Zehntausende Pfleger und Pflegerinnen in Westdeutschland und anderswo fehlen, und wenn man erbaute Krankenhäuser wegen Mangels an Personal nicht eröffnen kann, sind diese Verhältnisse hinreichend illustriert. Nun ist es ganz klar, daß jede Gemeinschaft, die weiß, wie wichtig diese dienenden Berufe sind, dafür sorgen muß, den Menschen diese dienenden Berufe zu geben und zu erhalten. Daher werden heute alle möglichen Maßnahmen getroffen, um den Lehrerberuf zu fördern, oder etwa auch den Krankenpflegerberuf irgendwie attraktiv zu machen. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß es ebenso wichtig ist, den Priester-, Ordens- und Missionsberuf in entsprechender Weise zu fördern. Unsere Oblatenschule soll grundsätzlich und allgemein in einer Förderung, und zwar in einer gesunden und modernen Förderung dieser Berufe, die durch die öffentliche Wertungsmeinung heute zu kurz kommen, bestehen. Ich glaube nun, die Förderung, die wir durch diese neue Einrichtung zusätzlich gewähren können und müssen, besteht in einer richtigen Beurteilung des Priesterberufes, daß wir versuchen, Licht und Schatten so zu verteilen und falsche Brechungen zu beseitigen, daß ein wirklichkeitsnahes, richtiges Bild vor dem Jugendlichen entsteht.

In der heutigen Zeit haben wir in der Bewertung des Priesterberufes einen doppelten Irrtum. Das eine Mal eine Unterbewertung. Man betrachtet diesen Beruf nicht als einen sehr notwendigen Beruf, man sieht in ihm keine richtigen Fortschrittmöglichkeiten für das Leben, einen relativ geringen Lebensstandard, keine Aufstiegsmöglichkeiten, man vermißt in diesem Beruf meßbare Erfolgchancen und -möglichkeiten. Kurz gesagt, man unterbewertet diesen Beruf.

Der Gegenpol zu der Unterbewertung des Priesterberufes ist ein nicht minder verhängnisvoller Irrtum, die Überbewertung. Ich möchte auf Grund vieler Erfahrungen, Unterhaltungen, intimer Gespräche und Äußerungen, die ich von Jugendlichen in neuester Zeit immer wieder gehört habe, eher dazu neigen, daß die Jugend, wie wir sie in unserem Kollegium als Erziehungsaufgabe vor uns haben — die ja eine gewiß ausgewählte Jugend ist — den Priesterberuf nicht unterbewertet, sondern vielmehr überbewertet. Man versetzt den Priesterberuf gleichsam in die Sterne, man spiritualisiert und perfektioniert derart, daß er bei dieser übersteigerten Hochschätzung als konkreter, wirklicher Berufswunsch gar nicht mehr in Frage kommt. Man ist der Meinung, daß der Priesterberuf ein so hohes Ideal darstellt, daß er für einen Menschen der heutigen Zeit mit all ihren Verlockungen außerhalb der Diskussion steht. Man überbetont die Geistigkeit, man überhöht die Gefahren viel zu sehr, so daß oft auch Eltern kaum noch wagen, ihren Kindern einen solchen Beruf zu

wünschen, weil sie eine solche geistige und sittliche Höhe einer Jugend von Fleisch und Blut nicht zutrauen mögen. Diese Überbewertung ist eine ebenso große Gefahr und ein ebenso großes Hindernis für Priesterberufe wie die oben genannte Unterbewertung.

Darum ist es notwendig, daß in jungen Menschen, in denen der Beruf grundgelegt ist — und wir sind der Überzeugung, daß ein solcher Beruf irgendwie ein Ruf Gottes ist —, daß dieser Ruf in vernünftiger, natürlicher Weise weiter gepflegt und entwickelt wird. Dafür ist eine richtige Berufswertung von entscheidender Bedeutung. Diese richtige Wertung können wir durch die Gruppe in doppelter Weise fördern. Diejenigen, die den Beruf in sich fühlen, können sich selber gegenseitig stützen und fördern. Wer den Beruf wählt, schätzt ihn, er wird ihn nicht nur an sich, sondern auch an andern schätzen, so wird durch dieses hin und her schwingende Werten eine Resonanz erzeugt, und schließlich ein Aufschaukeln erwirkt. Auf der anderen Seite wollen wir keineswegs diese jungen Menschen von der frischen Luft des wirklichen Lebens wegziehen, auch wollen wir sie vor der Dialektik mit den Meinungen der anderen nicht bewahren. Sie sind ja weitgehend mit allen Schülern verbunden, sie sind in der Schule beisammen, sie treiben gemeinsam Sport, Unterhaltung, Diskussionen in Jungschar und Kongregation. Trotzdem aber soll in ihnen doch ein verstärktes Gemeinschaftsleben ihrer Ideale möglich sein. Das soll die in etwa getrennte Gruppe bringen. Das soll ein Gegengewicht zu den heutigen falschen Auffassungen sein und den jungen Menschen in der Zeit der plastischen Verformbarkeit ihrer Meinungen so weit stützen, daß sie über diese Zeit hinwegkommen und dann ihr eigenes, klares, sicheres Urteil bekommen.

Dieser Selbstschutz der Gruppe wird immer wieder ergänzt werden durch die Hilfestellungen, die ein geschickter Erzieher einer kleineren Gruppe um so besser zu geben imstande ist, da ja auch die hohen Ziele eine Stütze von außen um so notwendiger erscheinen lassen. Das möchten wir durch unsere neue Abteilung verwirklichen.

Es braucht wohl kaum eigens betont zu werden, daß die „Oblaten“ ganz Schüler des Kollegs bleiben, daß der Eintritt in die neue Gruppe völlig freiwillig ist, und an die Zustimmung der Eltern gebunden ist. Natürlich ist ein Ausscheiden aus der neuen Abteilung und Rückkehr in die bestehenden Abteilungen ohne jede Schwierigkeiten je nach Umständen zu vollziehen. Nach den relativ kurzen Erfahrungen können wir aber feststellen, daß die Einrichtung sich in jeder Richtung eingespielt hat und daß das Verhältnis der „Oblaten“ zu den andern Schülern völlig natürlich und gesund ist. Wir hoffen damit, einen Beitrag zu einer wichtigen Gegenwartsfrage zu leisten und sind ehrlich genug zu hoffen, daß wir dadurch auch in den Stand gesetzt werden, unsere klösterlichen Aufgaben auch in Zukunft weiter zu erfüllen.

Nun kehren wir aber nochmals zurück zum Beginn des Schuljahres. Die neue Abteilung hat P. Kassian zur Betreuung übernommen und mußte leider aus dem Kollegium ins Kloster umziehen. Wenn P. Kassian auch immer noch zum Kollegium gehört, mußten wir den Verlust des erprobten Präfekten des Obergymnasiums doch sehr bedauern. Das Obergymnasium hat der frisch gebackene junge Professor für Mathematik und Turnen, P. Nivard, über-

nommen, der sich bis Weihnachten auch schon ganz gut in sein neues Doppelamt als Präfekt und Lehrer hineingefunden hat.

Am Mittwoch erfolgte der allgemeine Anmarsch, am darauffolgenden Donnerstag war noch keine Schule. Am Morgen zelebrierte P. Prior und Direktor das Heiliggeistamt und dann gingen wir zur Begrüßungsansprache mit Statuteneinführung durch P. Regens im Kinosaal. Beim Mittagessen hatte bereits jeder seinen Platz im Speisesaal. Der Platz im Speisesaal reichte gerade ordentlich. Wir begannen mit 215 Zöglingen, davon wohnen aber 14 im Kloster-Noviziat, sodaß im Kollegium für die restlichen 200 in Speisesaal und Kapelle genügend Platz ist.

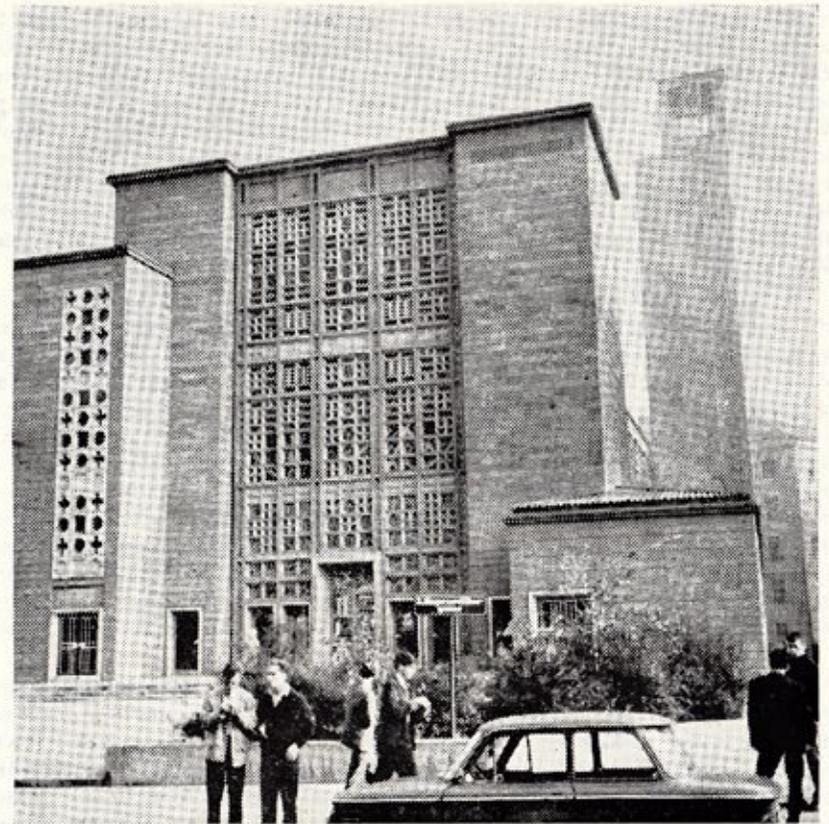
Am Nachmittag fanden sich die Herren Professoren zur ersten Konferenz zusammen. Man sah nicht viele neue Gesichter. Lediglich unser ehemaliger Schüler Werner Scheffknecht wird im kommenden Schuljahr fast die ganze Geographie bei uns lehren.

So begann also wie gewöhnlich an einem Freitag der normale volle Schulbetrieb. Die ersten Tage des Schuljahres ließen sich sehr schön und warm an, so daß man fast noch hoffen durfte, daß man im See noch hätte baden können. Es wurde aber in der zweiten Woche schon erheblich kühler und das einsetzende trübe Wetter erlaubte im ganzen Herbst nicht mehr im See zu baden. Am See sah es auch etwas anders aus. Die ENI hatte sich da unten mit einer großen Montagestelle für die Ölleitung etabliert, die eigentlich im Herbst noch hätte unter Dach bzw. unter den Boden hätte kommen sollen. Bald wurde fieberhaft gearbeitet, bald lag wieder alles wie verlassen da. Der ganze Kampf um die Ölleitung spiegelte sich im Arbeitstempo unserer Baustelle wider. Nun sind riesige Mengen von Leitungsrohren und Montagemaschinen mit dem winterlichen Leichtenuch der Ruhe bedeckt.

Von einer Neuerung muß noch berichtet werden, die mit dem See einen Zusammenhang hat. Die siebte und achte Klasse dürfen auf dem Strandweg am See in der Freizeit rauchen. Wer nun will, kann seine Männlichkeit durch die Zigarette oder gar durch die Pfeife bestätigt finden.

Am ersten Sonntag machten wir unseren traditionellen ersten Ausflug auf den Gebhardsberg, der sich noch oft im Jahre wiederholen sollte. Unsere sonntägliche Nachmittagsandacht konnten wir nicht in der schlichten Wallfahrtskirche halten, weil alles auf dem Gebhardsberg im Umbau begriffen ist. Wir benutzen jetzt und auch öfters später noch die schöne Gallusstiftkirche, die gerade am Wege liegt.

Für alle hatte das Schuljahr in der kommenden Woche noch nicht mit voller Kraft begonnen, denn schon winkte für die beiden oberen Klassen die in der kommenden Woche fällige Wienwoche. Die Wienwoche wird immer mit ähnlichen Gefühlen ersehnt wie die Skiwochen. Früh am Morgen — es war noch stocknacht — reiste die 7. und 8. Klasse unter Leitung von P. Leopold und P. Kassian nach der österreichischen Metropole. Die Woche war von bestem Wetter begünstigt. Alles verlief planmäßig, wenn man davon absieht, daß zwei Musensöhne in Salzburg den Zug verpaßten und von ihrem Taschengeld den Taxi bezahlen mußten, der sie den Zug wieder einholen ließ. Sehr schade! Dem Ablauf der gesamten Woche, dem Gesehenen und Gehörten wurde von der Schülerschaft einhelliges Lob gespendet, zumal in diesem Jahr



Im Turm der Salesianerkirche sind wir einquartiert

das Programm nicht mehr derart gedrängt und gehäuft war wie in den früheren Jahren. So konnte man, glaube ich, auch ein wenig in einer gewissen Muße den Charm der herrlichen Stadt genießen . . .

Während der Wienwoche mußte sich die erste Klasse langsam an das neue Leben gewöhnen. Es ging auch nicht ohne Heimweh ab, und zwei von den Kleinsten konnten es schließlich nicht machen und gaben das Rennen auf. Die andern hielten tapfer durch und waren in wenigen Wochen richtig bei uns zu Hause. Am Dienstag während der Wienwoche machte die erste Klasse mit P. Regens und P. Pius bei schönstem Herbstwetter einen Ausflug auf den Pfänder.

Bereits am folgenden Mittwoch machte sich der neue Schwung im Sport bemerkbar. P. Nivard gewann mit der 5. Klasse gegen das Gymnasium Bregenz mit 5 : 0. Der 3. Oktober versprach der 6. Klasse eine kleine Entschädigung

für die Wienfahrt zu bieten. Sie durfte zum ersten Mal in dieser Saison ins Theater. Leider war das gebotene Stück Amphitryon von Kleist sehr enttäuschend und für die 6. Klasse nicht geeignet. Am Sonntag, 4. Oktober, kehrten die müden Helden von Wien wieder zurück. Früh am Morgen waren sie gefahren, ebenso früh kehrten sie zurück. Nach einer Frühmesse in der Kapelle verschwanden sie im Schlafsaal. Unterdessen rüstete sich das übrige Kollegium zu einem „iter magnum“ zum Stollen bei Langen. Bei schönem Herbstwetter hielten wir in dem heimeligen Stollenkirchlein eine schöne Andacht und kehrten nach einer mit bestem Appetit verzehrten Jause frohgemut wieder in den Alltag zurück.

Im Sommer hatten wir auch unseren Fernsehsaal neu hergerichtet. Er prangt in buntem Farbenschmuck. Wir haben zum besseren Empfang unsere Behelfsantennen durch neue gute Hochantennen unter dem Dachboden ersetzen lassen und haben jetzt einen guten Empfang von vier Programmen. Das österreichische, das schweizerische und beide deutschen Programme können wir sehr gut hören und sehen. Unsere Lage ist für Fernsehen ausgesprochen begünstigt. Wir haben im vergangenen Herbst auch manches Schöne im Fernsehen gesehen. Die Kleinen sehen sich meistens das Nachmittagsprogramm an. Wenn etwas Gutes kommt, sitzen am Abend die Großen oder Größten vor dem Bildschirm. Bei sportlichen Veranstaltungen oder besonders guten Sendungen drehen wir auch am Werktag manchmal auf. Manche Fernsehfilme eignen sich übrigens auch sehr gut zu Diskussionen für die Filmschulung, welche die Kongregation in diesem Winter wieder einmal für die 5. und 6. Klasse durchführt.

Schon vor der Wienwoche hatten wir die Neuwahl der „Kongregationsbonzen“ durchgeführt. Der langen Dauer nach scheint es ein harter Wahlkampf gewesen zu sein. Kopf Christoph, 8. Klasse, wurde Präfekt, Herz Max, 7. Klasse, 1. Sekretär und Theo v. Hibler 2. Sekretär. Die Sakristei übernahm Herbert Fritz, 7. Klasse, und ein zweites Jahr bereits Albert Lingg, 6. Klasse. Jungscharführer wurden Theo v. Hibler und Max Herz.

So konnte nach der Wienwoche das Schuljahr in vollem Umfang seinen gewohnten Gang antreten. Am 7. Oktober wurden wir von unserem ehemaligen Schüler Dr. Fritz R o h n e r zur Besichtigung des neuen großen Bodenseeschiffes, das im Fußacher Hafen eben fertig montiert wurde, eingeladen. Wir wurden vom Werkleiter sehr höflich empfangen, und das ganz große Schiff, freilich noch im rosteisernen Gewande, wurde uns erklärt und gezeigt. Wir ahnten damals noch nicht, daß das schöne Schiff und sein Lageplatz Fußach später bei der Taufe eine so große Berühmtheit erlangen und die jugendlichen Gemüter noch sehr erhitzen sollte.

Das Wetter war im vergangenen Herbst und beginnenden Winter nicht sehr günstig. Der Oktober war ein sehr rauher und unfreundlicher Geselle und bereits am 12. Oktober mußten wir zum ersten Male heizen. Der langjährige Durchschnitt des Heizungsbeginnes ist der 18. Oktober. Immer hatten wir auf einen einigermaßen günstigen, nicht zu rauhen Tag gewartet, um die Boote aus dem Wasser nehmen zu können. Endlich am 20. Oktober schien das Wetter leidlich. Der Tag hielt, was er versprach. Wir konnten unter Mithilfe der 5. und 6. Klasse das Motorboot nach gründlicher Reinigung unter



Es tut gut, nach den Besichtigungen sich ein wenig die Füße zu vertreten

Dach bringen. Ebenso nahm P. Kassian mit der 4. Klasse die Ruderboote aus dem Wasser und brachte sie an den gewohnten Winterstandplatz unter dem Durchgang zum Turnsaal. Das eine Ruderboot wird das nächste Jahr nicht mehr seetüchtig genug sein. Entweder braucht es eine gründliche Überholung oder evtl. sogar ein Neues. Das Motorboot ist immer noch in sehr gutem Zustand.

Am 26. Oktober wurde der Tag der Fahne gehalten, der sich bei uns immer schlicht und einfach abspielt. Wir halten bis 10 Uhr Schule und versammeln uns dann im Theatersaal. Die 8. Klasse übernimmt jeweils die Gestaltung der Feier. Auch in diesem Jahr hatte die Maturaklasse die Feier durch Lied und Spiel recht würdig und schön gestaltet.

Auch am 27. Oktober, einem allgemeinen Lehrertag in Bregenz, haben wir Unterricht gehalten, denn wir können die Schüler nicht einfach heim schicken, sondern müssen sie auch ohne Schule versorgen. Ein ganzer Tag ohne Schule wird dann etwas lang.

Am 28. Oktober hatte P. Nivard mit seiner neu aufgestellten und verjüngten Nationalmannschaft ein Fußballspiel mit der Stella ausgemacht. Die Stella ist im allgemeinen ein respektabler Gegner, und wir haben uns schon oft sehr wehren und auch manchmal ehrenhaft unterliegen müssen. Um so überraschender war der Sieg 5 : 0 für unsere Mannschaft. Am 4. November spielte die Jungmannschaft der Stella gegen uns auf unserem Platze und verlor 1 : 4.

Wenige Wochen nach Schulbeginn war am Schwarzen Brett — übrigens auch eine Neuerung — der diesjährige Ferienplan ausgehängt worden. Der

Kalender meint es in diesem Schuljahr ausgesprochen gut mit uns. Allerheiligen fiel so, daß wir von Samstag bis Montag abend daheim sein konnten. Besuchstag im Dezember war noch günstiger. Wir verlegten einen freien Tag auf den 7. Dezember und hatten mit dem 8. zusammen drei Tage frei. Da nach der neuen Schulferienordnung jeder Schule zwei freie Tage zur freien Verfügung zugebilligt werden, werden wir über den Ferienplan hinaus auch im März nochmals drei freie Tage haben. Bei Aufstellung des Ferienplanes war ein zweiter freier Schultag noch nicht genehmigt. Der Josefstag, 19. März, fällt auf Freitag, den Samstag nehmen wir frei und zusammen mit Sonntag gibt es wieder drei freie Heimtage.

Der November war eine Zeit, die praktisch ohne jede Unterbrechung dem intensiven Studium und der Arbeit gewidmet war. Das trübe Novemberwetter in der dunklen Zeit des Jahres begünstigt das Stubenhocken und ist für die Vorbereitung der Abschlußkonferenz des ersten Trimesters eine wertvolle Periode.

Bei der Schulfilmaktion und in unserem Hauskino haben wir einige gute und unterhaltsame Filme gesehen. Der Betrieb unseres Kinos läuft ganz einwandfrei, wenn man von den Schwierigkeiten absieht, die auf dem Schulfilmmarkt die Beschaffung von guten Jugendfilmen immer wieder bereitet.

Am 28. November beteiligten sich unsere Handballer an einem Turnier in Feldkirch. Unter acht starken Mannschaften konnten die Unsrigen den dritten Platz belegen.

Ende November hielt der Winter bei uns seinen Einzug, wenn es ihm auch bei uns in Bregenz freilich noch nicht so ernst war, daß wir vor Weihnachten zu einem ernstlicheren Wintersport gekommen wären.

Wegen der Besuchszeiten im Dezember mußten wir den hl. Nikolaus etwas vorbestellen, und er kam am 3. Dezember abends in der gewohnten Weise. In der Aula im ersten Stock hatten wir den Thron für den hohen Gast bereit und sein Erscheinen nach dem Nachtessen wurde mit viel Spannung, Angst und Freude erwartet. Große und Kleine mußten sich mit Ernst und Humor eine Prüfung auf Herz und Nieren gefallen lassen.

Am 6. Dezember war Heimsonntag, der bis zum 8. abends ausgedehnt war. Zum Kongregationsfest hatten sich viele alte Schüler eingefunden und trafen sich nach der kirchlichen Feier zu einer gemütlichen Runde in der Landwirtschaftlichen Schule, die uns P. Direktor Bernhard für solche Fälle immer in dankenswerter Weise zur Verfügung stellt.

Damit war das Wesentliche des ersten Trimesters vorbei. Am 11. Dezember fand die Schulkonferenz statt und sie ergab, daß auch für die kommenden Trimester noch allerhand zum Arbeiten übrig bleibt.

Mit Beginn dieses Schuljahres hatte sich bei unseren Schwestern, die uns so treu unsere Küche und Krankenzimmer versorgen, eine Umbesetzung ergeben. Die Schwester M. A n c i l l a, die in unserem Hause 6 Jahre als Oberin und Krankenschwester gewirkt hatte, wurde nach den Regeln ihres Mutterklosters abgelöst. Wir müssen der scheidenden Oberin sehr dankbar sein für alle Arbeit und Organisation, die sie in den verflossenen Jahren geleistet hat. Die Schwester Oberin hatte sich insbesondere beim Umbau der Küche große Verdienste erworben und hat bei der Planung viel geholfen. Wir

möchten ihr für alle Mühe ein aufrichtiges „Vergelt's Gott“ sagen. Die Schwester, die den Platz der Oberin übernehmen mußte, ist uns keine Unbekannte. Schwester S c h o l a s t i k a hat schon viele Jahre bei uns gearbeitet, und wir haben sie immer überall dort gesehen, wo Brennpunkte der Arbeit waren. Wir freuen uns, daß wir eine so gute Bekannte mit der Leitung unserer Schwesternschaft betraut sehen dürfen. Wir wollen keine Vorschufarbeiten austeilen, aber wir wissen, daß die neue Oberin in selbstloser Weise alles für unser Haus tun wird. Auch die neue Oberin hat die Aufgaben der Krankenschwester übernommen, die ihr durch viele Mithilfe nichts Neues sind.

Am 21. Dezember haben wir in einer schlichten Advents- und Abschiedsfeier im Theatersaal das 1. Trimester im Kollegium beschlossen. Nach ein paar guten Worten durch P. Regens überraschte uns P. Kassian mit einem modernen, sehr schönen Adventspiel, das er mit viel Mühe einstudiert hatte. Alle Spieler waren ganz bei der Sache und gaben ihr Bestes. Herr Prof. L o i d l hatte mit einigen Gästen für eine nette musikalische Umrahmung gesorgt, wobei auch unsere jungen Künstler wie H o h l b r u g g e r und Max Herz nicht fehlten.

Am 22. Dezember konnten die Buben nach Hause fahren und rasch hatte sich das Haus geleert. Etwas melancholisch und verlassen hallten die Schritte der wenigen, die erst am anderen Morgen abreisen konnten, durch die Gänge.

Aus der Augia Maior

Im Dienste Gottes und der Kirche

Hofrat Dr. P. Bruno Griefler, der langjährige und verdienstvolle Direktor unseres Gymnasiums, wurde zum außerordentlichen Mitglied der Bayrischen Benediktinerakademie ernannt.

Unter den ersten, die mit dem vom Vorarlberger Landtag beschlossenen Ehrenzeichen ausgezeichnet wurden, war auch der Pfarrer von Nenzing Msgr. Georg Schelling, der in den Jahren 1919—26 das Gymnasium in der Mehrerau besuchte.

P. Wolfgang Traid S. O. Cist. (1927—31), Dekanatsvikar und Pfarrer in Mönchhof, Burgenland, wurde zum Geistlichen Rat ernannt.

HH. Eduard Ausserdorfer (1934—38) kehrte vom Außerfern in seine Osttiroler Heimat zurück, wo er die Leitung der Pfarrei Virgen übernahm.

HH. Josef Sternbach (1919—25) übernahm die Provision der Pfarrei Mils bei Imst und HH. Frajo Waitz (1922—27) die Provision der Expositur Dornauberg im Zillertal.

HH. Georg Meusbürger (1950—58) wurde als Kaplan nach Lochau bestimmt und erhielt als seinen ersten Prinzipal in der Seelsorge in Pfarrer Josef Kilga (1923—31) auch einen Altmehrerauer.

Die hl. Diakonatsweihe empfing in Innsbruck Anton Bereuter (1951—59), in Chur Franz Näscher (1954—60) und in Freiburg i. U. fr. Gregor Müller (Matura 1962).

Gerd Reith (1957—63) legte als Salesianerfrater seine ersten Gelübde ab und Egbert Schmoll (1959—64) begann als Salesianer sein Probejahr.

In Beruf und Leben

Auf Grund einer Dissertation über Martin Buber promovierte summa cum laude Arno Anzenbacher (1950—58) an der Universität Freiburg, Schweiz, zum Dr. phil.

Trotz seiner beruflichen Inanspruchnahme als Tierarzt in Egg erwarb sich Josef Albrecht (1947—51) in fleißiger Arbeit den Dr. med. vet.

Am 19. Dezember wurde in Innsbruck Peter Canisius Weber (1950—58) zum Dr. med. promoviert.

Bürgermeister Dr. Karl Tizian (1926—34) wurde zum Präsidenten des Vorarlberger Landtages gewählt.

Die Landesoberbauräte Dipl. Ing. Hugo Riedmann (1922—24) beim Amt der Vorarlberger Landesregierung und Dipl. Ing. Johann Netzer (1925—33) beim Landesstraßenbauamt wurden zu Hofräten der Vorarlberger Landesregierung ernannt.

Der Bundespräsident verlieh dem Architekten Professor Eugen Wörle (1919—23) das österreichische Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst.

Als neuernannter Regierungsrat sandte Otto Bachmann (1921—25) aus dem Handelsministerium herzliche Grüße.

L. R. Rat Dr. Hermann Fritsche (1936—38) wurde zum Vorstand der Gruppe V (Land- und Forstwirtschaft) bestellt.

L. R. O. Komm. Dr. Hermann Girardi (1937—38) wurde zum L. R. Rat ernannt.

Dr. med. Kurt Ender (1946—54) eröffnete in Götzis eine ärztliche Praxis.

In der letzten Nummer berichteten wir von der Eröffnung der Ausstellung „Sakrale Kunst“ im Kreuzgang des Tiroler Volkskunstmuseums in Innsbruck mit Werken von Prof. Max Spielmann (1916—19). Bei Abschluß der Ausstellung im September hatte diese gegen 30 000 Besucher gehabt.

Am 22. August vermählte sich in Frankfurt/Main Gebhard Platz (1949—56) mit Fr. Renate Emrich.

In der Stiftskirche in Wilhering wurde am 3. Oktober Dr. Norbert Bischof (1946—50) mit Fr. Christa Schlegel getraut.

In Marienstatt, wo er seine Gymnasialstudien begann, vermählte sich am 17. Oktober Heribert Dietershagen (1958—61) mit Fr. Brunhilde Henz.

Studienreferendar Siegfried Wanzke (1954—58) vermählte sich am 19. November in Freising mit Fr. Gundula Friederike Ganns.

Den Lauf vollendet

Ganz unerwartet wurde am 16. September in Innsbruck der Großkaufmann Karl Holzmann in seinem 60. Lebensjahre aus dieser Welt abberufen. 1916—19 besuchte er in Mehrerau die Handelsschule. Dann trat er an die Seite seines Vaters, der in Innsbruck einen Großviehhandel angefangen hatte. Er baute das Geschäft aus, übernahm es dann ganz und führte es auch durch schwierige Jahre mit Erfolg weiter. Daß prominente Vertreter von Kirche und Land am Begräbnis teilgenommen haben, mag für die Angehörigen ein besonderer Trost gewesen sein. Für den Heimgegangenen war etwas anderes viel wichtiger, die vielen Wohltaten, die er in aller Stille wirkte. Sein Pfarrer konnte am Grabe von ihm sagen: „Es wird wohl kaum einen Menschen geben, der in äußerer Not sich an ihn wandte, ohne daß er ein offenes Herz gefunden hätte.“

Auf einem langen Leidenslager reifte Rudolf Rohner (1929—31) für die Ewigkeit. Als Gesellschafter und Geschäftsführer der Tiefbaggergesellschaft Hard und der Kieswerke Rohner-Lutz-Lehner & Co hatte er seine ganze Schaffensfreude eingesetzt. Doch schon früh, er hatte eben erst seine 50 Jahre hinter sich, lähmte eine Krankheit seine Schaffenskraft. Im Sanatorium Mehrerau, nahe seiner einstigen Lehranstalt, der er immer herzlich verbunden geblieben war, ging er am 28. Oktober in den ewigen Frieden ein.

In Lausanne starb am 13. November Albert Hürli mann, Besitzer einer Druckerei. 1896 in Würzburg geboren, war er von 1908—11 im Kollegium.

Eine Woche später starb in Weiler (Allgäu) Anton Hörmann. 1887 in Kirchheim (Bayern) geboren, war er 1897—1900 in der Mehrerau.

Aus dem Kreise unserer Ältesten wurde am 18. Januar von Gott abberufen Franz Anton Hinderegger. Geboren 1877 in Hohenweiler, besuchte er 1890—93 die Fortbildungsschule in Mehrerau. Später wohnte er über der Laiblach drüben in Niederstaufer bei Hergensweiler.

Herausgegeben von der Abtei Mehrerau

Schriftleiter Dr. P. Adalbert Roder

Fotos: Hirth und Vortisch (beide 7. Klasse)

Klischee und Druck:

Vorarlberger Graphische Anstalt Eugen Ruß & Co., Bregenz